

Liebe Leserin, lieber Leser!

Norbert war vielleicht zehn Jahre älter als ich, so genau weiß ich das gar nicht mehr. Norbert hatte damals die größte Plattensammlung an West-LPs, die ich kannte. Es gab eigentlich keine Schallplatten aus den Charts, die er nicht besaß. Bis heute weiß ich nicht, wie das möglich war. Denn wir lebten ja in der DDR und hatten keine D-Mark, sondern nur unsere „Aluchips“, wie wir die Mark der DDR spöttisch nannten.

Norbert hielt seine Wohnung in geradezu penibler Ordnung. Nichts lag einfach so rum, sondern jedes Ding hatte seinen genauen Platz und Norbert wusste genau, wo es lag und wie herum. Ich bewunderte, mit welcher schlafwandlerischen Sicherheit Norbert sich in seiner Wohnung auskannte. Da war er der King und völlig souverän.

Aber genauso erlebte ich ihn oft als sehr unsicher, wenn ich ihn mal auf der Straße traf, oft gemeinsam mit seiner Freundin. Sie hielten sich gegenseitig fest und lauschten aufmerksam auf die vielen Geräusche, die ihnen verrieten, was um sie herum geschah. Allein der lange, weiße Stock in ihren Händen gab ihnen weiteren Aufschluss über den Weg – denn sehen konnten sie beide von ihrer Geburt an nichts. Immer wenn ich die folgende Geschichte aus dem Johannesevangelium höre, muss ich an Norbert denken:

*1 Und Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war. 2 Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist? 3 Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm. 4 Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. 5 Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. 6 Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden 7 und sprach zu ihm: Geh zu dem Teich Siloah - das heißt übersetzt: gesandt - und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder. (Johannesevangelium 9,1-7)*

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Ist dieser schuld, oder sind es seine Eltern gewesen?“, so fragten einst die Jünger Jesu. Mein Heimatpfarrer, der mit 16 Jahren einen schweren Motorradunfall hatte und dabei ein Bein verlor, sagte immer: „Mir fehlt nichts, außer einem Bein.“ Auf die Schuldfrage konnte er dann entspannt antworten: „Ich bin selbst schuld gewesen, weil ich im jugendlichen Leichtsinn unbedingt bei Gegenverkehr überholen wollte.“

Aber was ist, wenn ich im juristischen Sinne nicht verantwortlich war, sondern ein anderer der Unfallverursacher war? War Norbert schuld an seiner Blindheit? Dieselbe Frage begegnet Jesus im Johannes-evangelium.

Krankheit und Behinderung sind große Herausforderungen im Leben von Menschen. Und wie bei allen großen Herausforderungen, wie bei allem, was uns ängstigt, was uns das Heft des Handelns aus der Hand nimmt, fragen wir nach Erklärungen. Erklärungen, die uns einsehen lassen, warum alles so gekommen ist. Erklärungen, die dem sinnlosen Leiden einen Sinn geben. Erklärungen, die das Schicksal vielleicht erträglicher machen. Doch keine Erklärung der Welt stillt den Schmerz über das, was Menschen erleiden. Und es gibt Erklärungen, die den Schmerz noch verschärfen. Eben jene moralischen Erklärungen für Leid, die nach Sünde und Schuld forschen, wo Mitleiden und Hilfe angebracht wären.

Norbert konnte laut und herzlich lachen, wenn er über die Missgeschicke in seinem Leben erzählte, die einem Blinden so passieren. Aber über die Schuldfrage nachzudenken, das wäre ihm wohl nie eingefallen.

Für die Ursache einer Behinderung, einer Krankheit oder Entstellung gibt Jesus keine Erklärung. Die Medizin kann heute vieles darüber sagen, wie Krankheiten entstehen. Aber sie kann nicht beantworten, warum gerade dieser eine Mensch betroffen ist. Darauf gibt es keine Antwort. Entscheidend ist deshalb nicht, warum uns etwas widerfährt, sondern wie wir mit unserem Geschick leben. Dazu müssen wir uns verhalten – ob wir krank sind oder gesund, behindert oder nicht. Denn unser Geschick gehört zu unserem Leben.

Doch Jesus stellt die Frage seiner Jünger auf den Kopf. Dies tut er nicht etwa, indem er aus der Warum-Frage eine Frage nach dem Wozu der Blindheit macht. Denn Jesus sagt nicht, dass Gott diesen Menschen blind geboren werden und jahrelang leiden ließ, um nun ein Wunder an ihm zu vollbringen. Das wäre eine zutiefst zynische Gottesvorstellung und ist wohl noch viel problematischer als der Gedanke, dass menschliche Schuld und göttliche Strafe die Ursache der Behinderung sei.

Seine Antwort fällt viel schlichter aus. Sie versucht weder das „Warum“ noch das „Wozu“ zu klären, sondern stellt lediglich fest: Gottes Werke sollen an dem Blinden offenbar werden. Gott handelt hier in souveräner Freiheit als der Schöpfer, der ohne jeden Grund barmherzig ist und voraussetzungslos handelt.

Die Geschichte von der Blindenheilung ist darum für uns ein Stück Evangelium, wie wir es kaum klarer berichtet bekommen können. Von sich aus setzt Gott an diesem Blindgeborenen etwas Neues und noch nie Dagewesenes ins Werk – nicht etwa, indem er heilt und einen früheren Zustand wiederherstellt, sondern indem er schöpferisch – im Sinne einer Neuerschaffung dem Blinden das Augenlicht schenkt.

Jesus beantwortet die Frage nach der Ursache nicht – er beantwortet das Leid selbst. Denn er wendet sich dem blind geborenen Menschen zu und handelt wie ein Wunderheiler, indem er dem Blinden einen aus Erde und Spucke gerührten Brei auf die Augen streicht. Eigenartig ist diese Prozedur Jesu. Genügte es nicht, dass die Augen des Blinden schon seit Geburt verschlossen waren, muss Jesus sie noch einmal mit Erde gleichsam verschließen?

Jesus fordert den Erblindeten dann aber überraschend auf, den (heilenden) Erdschlamm, den er ihm auf die kranken Augen gestrichen hatte, im Teich Siloah abzuwaschen. Jesus lässt den Blinden selbst tätig werden. Er muss sich auf den Weg machen. Der Blinde konnte Jesus nicht sehen, aber er hörte ihn, und er tat, was er gehört hat: Er folgte der Aufforderung Jesu.

Dieses Sich-auf-den-Weg-machen des in der Blindheit noch Gefangenen brachte ihm die Heilung. Der sich nach dem Licht sehnde Mensch muss die Chance seines Lebens ergreifen. Die göttliche Gnade des Heils und der menschliche Glaube sind hier aufs engste miteinander verbunden, treten in eine unmittelbare Beziehung. Der Name des Teiches Siloah, an dem der Blinde seine „Erleuchtung“ hatte, heißt auf deutsch - wie ausdrücklich im Bibeltext vermerkt wird - „gesandt“.

Die Jünger erlebten, sahen es mit eigenen Augen, wie Jesus in das Dunkel der Not trat und wie es für den Menschen, der sich nach dem Licht sehnte, hell wurde. Es ist die Erfahrung, wie sie am Anfang des Johannesevangeliums ausgesprochen ist: „das Licht scheint in der Finsternis“.

Der Geheilte findet, wie wir später in der biblischen Geschichte noch erfahren, das Vertrauen zu Jesus, den Glauben, der ihn die Welt und alles Leid mit anderen Augen sehen lehrt. „Kyrie, ich glaube“, bekennet er, und er erkennt in Jesus selbst das Licht, das er zum Leben braucht.

Mein Jugendfreund Norbert konnte die Sonne nie sehen. Aber ich habe selten einen Menschen erlebt, der so herzlich lachen konnte. Vielleicht wusste er manches vom Licht Gottes, das andere trotz gesunder Augen nie sehen. Amen